

## DAS LIED IN DER GESCHICHTE

In memoriam: Johann Rist, Jochen Klepper, Rudolf Alexander Schröder

Von Kurt Ihlenfeld

Über Jubiläen walten Gesetz und Zufall gleichermaßen. Die drei Namen, die in diesem Aufsatz erscheinen, verbinden sich plötzlich durch die 300., 25. und 5. Wiederkehr des Todestages ihrer Träger - aber auch durch deren gemeinsame Bedeutung als Kirchenlied-Dichter. Im evangelischen Kirchengesangbuch sind alle drei vertreten: Rist mit acht, Schröder mit fünf, Klepper mit vier Liedern. Anders als Spitta oder Gellert fanden sich diese drei Dichter in wilde, katastrophale Zeitläufe geworfen, deren Widerhall auch in ihren Liedern spürbar ist. Bei Rist mit konkretem Bezug auf Krieg und Pest und sonstige Gefahren - er hat in seinem Wedeler Pfarrhaus manche Plünderung über sich ergehen lassen müssen -, bei Schröder und Klepper mehr als Ton und Stimmung. Das »Donnerwort« Ewigkeit, von welchem Rists stärkstes Gedicht handelt, hat allen dreien in die Ohren und Herzen geläutet. Möglicherweise sind es doch die Kirchenlieder, die im letzten Krieg entstanden und ihn überdauerten, und nicht Zeitgedichte aller Art, wovon in Zukunft immer noch Zeugnis und Wirkung ausgehen wird: Kleppers »Kyrie« setzt seinen Weg auch heute noch so tapfer fort wie es ihn damals, 1938, begonnen hat. Der Erfolg des kleinen, schmalen grauen Büchleins ist erstaunlich, nur etwa Gedichte von Rilke oder von Brecht kommen ihm darin gleich. Ein Beweis dafür, daß die stille Stimme meistens auch die stärkste, die ausdauerndste ist. Denn Kleppers Lieder sind ja keineswegs etwa unterm Einfluß des Kampfes der »Bekennenden Kirche« entstanden. Diese ist - von einigen nicht eben bedeutenden Texten abgesehen - dichterisch stumm geblieben. Kleppers Tagebücher geben Auskunft darüber, wie skeptisch der Dichter vom »Kirchenkampf« dachte. Theologisches Pathos lag dem schlesischen Pfarrerssohn nicht. Doch, wie das manchmal in der Geschichte des Kirchenliedes sich begab: das persönliche, »subjektive« Lied erwies sich als tragfähig genug, auch die Leiden der Zeit mit auszusprechen, ohne sie expressis verbis zu nennen. Wenn Klepper dichtete:

Ich achte nicht der künftigen Angst,  
Ich harre deiner Treue,  
der du nicht mehr von mir verlangst,  
als daß ich stets aufs neue  
zu kummerlosem tiefem Schlaf  
in deine Huld mich bette,  
vor allem, was mich bitter traf,  
in deine Liebe rette -

oder:

In jeder Nacht, die mich umfängt,  
darf ich in deine Arme fallen,  
und du, der nichts als Liebe denkt,  
wachst über mir, wachst über allen.  
Du birgst mich in der Finsternis.  
Dein Wort bleibt noch im Tod gewiß -

so gingen diese - sehr persönlich beseelten - Abendstrophen, kaum durch das »Kyrie« in Umlauf gesetzt, alsbald in die Geschichte ein, ganz konkret in das als »Geschichte« einen jeden mit den darin aufgerufenen Bedrängnissen konfrontierende Geschehen. Ihre Bewährung erfolgte kurz nach ihrer Veröffentlichung - mindestens durch die sechs Kriegsjahre hindurch. Der Vorgang wird heute natürlich leicht übersehen, heute, wo das Gedicht sozusagen zur »Ungeschichtlichkeit« tendiert, sich auf rein verbale Chiffren, Verschlüsselungen, Verfremdungen usw. isoliert und invertiert. Jener geschichtliche Bezug - es ist mehr als bloß Bezug, es ist »Sendung« - war nun aber, wie erwähnt, keineswegs vom Dichter gewollt. Schon garnicht irgend ein »weltlicher« Bezug, den die heutigen Lied-Versuche - mehr als Versuche sind bisher dabei nicht herausgekommen - so heftig anstreben. Dichtung ist von Versuchen immer durch eine zarte aber unverwischbare Linie getrennt. Kleppers Lieder - die dreißig im »Kyrie« vereinigten - haben, ebenfalls sehr still, in den inzwischen vergangenen dreißig Jahren eine Rolle gespielt, ähnlich derjenigen von Paul Gerhards 99 Liedern in Johann Crügers Sammelwerk »Praxis pietatis melica« in den Jahren 1647 bis 1661. Hier wie dort dieses leise, rasche Durchdringen inmitten allgemeiner Nöte - einer bis dahin unbekannt, mit dem ersten Anheben aber sich als wesentlich und wahr erweisenden Stimme. Freilich hat man heute im Bereich von »Kirche für die Welt« nur noch wenig Sinn und Verständnis für solchen - gleichsam wachstümlichen, gleichsam wunderhaften - Vorgang, der, da der Dichter ja schon fünf Jahre nach Erscheinen seines Buches aus dem Leben schied - vor 25 Jahren, am 11. Dezember 1942 -, und da ferner verlegerische Förderung unter den damaligen politischen Umständen nicht möglich war, kirchliche aus diesen und jenen Gründen ebenfalls unterblieb - mit heutigen, modernistischen Usancen keinerlei Vergleich zuläßt. Kleppers Lieder setzen die in seinen Tagebüchern notierten Erfahrungen in die diesen einzig gemäße Art von Poesie um. An beiden Werken besitzt die evangelische Christenheit in Deutschland, im deutschsprachigen Raum, ein kostbares Vermächtnis, über welches sich Gedanken zu machen hoffentlich nicht bloß der gegenwärtige Gedenkanlaß flüchtige Anregung gibt.

Sie lassen sich wohl aber in Vergleich setzen mit Rudolf Alexander Schrö-

ders 1930 im Inselverlag erschienener Gedichtsammlung »Mitte des Lebens«, insofern diese vor dem geschichtlichen Hintergrund des ersten Nachkriegsjahrzehnts, 1919 bis 1929, Ausdruck einer den Einzelnen inmitten der Zeit in ein überzeitliches Geschehen rückenden Erfahrung waren. Damals begab sich in der protestantischen Theologie parallel zur »dialektischen« die »lutherische« Erneuerung. Schröder, von Haus aus Architekt und Schriftsteller, seit drei Jahrzehnten mit dem ihm vom bremischen Elternhaus überkommenen Christentum zerfallen, hatte inmitten des Krieges, in Holland, jene »innere Stimme« vernommen, das »tolle lege«, von welchem Augustin in seinen »Bekenntnissen« erzählt. Die Frucht dieser Erweckung waren die 100 Gedichte, mit welchen er - zunächst wenig beachtet - seine »Rückkehr« zum Credo bezeugte. Eins dieser Gedichte - »Wer kann der Treu vergessen« - ist ins Gesangbuch gekommen. Sonst enthielt die aus tiefer Herzensunruhe entsprungene Sammlung keine eigentlichen Lieder. Merkwürdig mußte sie jedem erscheinen, der einiges von der in der Theologie erfolgten »Luther-Renaissance« wußte. Sprachen Schröders Gedichte doch eben jene Erfahrung aus, deren man bei Luther erneut ansichtig geworden war: die der Rechtfertigung des Sünders aus Gnaden allein. Man sagt heute, das seien unverständliche Vokabeln. Wer weiß. Es gibt Formeln, die haben Schlüsselcharakter. Dazu gehört das »tolle lege« ebenso wie das »sola fide«. Sie wollen erläutert werden, gewiß. Doch kann die Erläuterung nicht den ihr anheimgegebenen Satz ersetzen. Das von ihnen gemeinte Wirkliche geht nicht in ihnen auf, doch sie rufen es in Erinnerung. Schröder also gab der Formel etwa folgende dichterische Erläuterung:

Auch der Verzagte darf es hoffen,  
 Daß er bei dir willkommen sei;  
 Und wen in Fesseln du getroffen,  
 Du schaust ihn an, so ist er frei -

oder:

Gerne will ich Kunde missen,  
 Die du selber mir verborgen. -  
 Nur von Gnade will ich wissen,  
 Nur um Gnade laß mich sorgen.

Das ist nicht weniger »schlicht« ausgedrückt als in Kleppers Liedern, doch gab sich die ganze Sammlung um einige Grade spröder, künstlicher als jene. Trugen doch z. B. die sämtlichen Gedichte des ersten Gedichtkreises lateinische Titel. Schröder liebte es, auch wo er mit vollem Gefühl bei der Sache war, Wendungen einzuflechten, die dieses gewissermaßen allzurasschem Zugriff entzogen. Auch in seinen zwischen 1936 und 1956 erschienenen Kirchenliedern ist dieser heimliche Zug zur »Distanz« oft zu spüren. Niemand

kann über seinen Schatten springen. Heute ist es wohl entschieden, daß Kleppers Lieder im Verhältnis zu den Schröderschen die größere Anziehungskraft ausüben - aufgrund des ihnen innewohnenden Ausgleichs zwischen Wort und Erfahrung, was beides bei Klepper eine eigentümliche »Dringlichkeit« besitzt, die, zum Leser gewendet, zur »Eindringlichkeit« wird. Kein Grund, den einen gegen den andern auszuspielen. Im Gesangbuch steht jeder an seinem Ort mit eigenem Recht und eigenem Auftrag. Wahrscheinlich macht sich auch der - im Gesangbuch auch sonst wahrnehmbare - Unterschied der landschaftlichen Herkunft geltend: Klepper war Schlesier, Schröder stammte aus Bremen. Und der konfessionelle: Schröder war reformierter Herkunft, während Klepper aus lutherisch-mystischer Tradition kam. Wir betrachten solche Verschiedenheiten, soweit sie im Kirchenlied ihren Ausdruck fanden, nicht als abzuwerfende Last, sondern als bereichernde Gabe.

Darin aber stimmten Schröder und Klepper auch wieder überein, daß sie das »alte« Kirchenlied nicht bloß respektierten, sondern liebten und es gerne und unbefangen als fortwirkende Macht auch im eigenen Schaffensbereich gelten ließen. Aus Kleppers Tagebüchern ließe sich eine lange Liste entsprechender Bemerkungen zusammenstellen. Ich begnüge mich damit, eine einzige hier anzuführen:

»Jeden Tag studiere ich ein Kirchenlied. Heut war, welch ein Geburtstagslied! an der Reihe: ›Ich singe dir mit Herz und Mund, Herr, meines Herzens Lust‹ von Paul Gerhardt.« Er schrieb das an seinem 36. Geburtstag, 22. März 1939.

Schröder studierte, darüber hinaus, auch das Leben der alten Dichter. Anläßlich seines 5. Todestages - er starb am 22. August 1962 - sei nachdrücklich auf sein Buch »Dichtung und Dichter der Kirche« aufmerksam gemacht. Es enthält u. a. Aufsätze über Luther, Johann Heermann, Paul Gerhardt, Paul Fleming und Johann Rist. Auch im dritten Band seiner »Gesammelten Werke« haben diese fünf Studien Aufnahme gefunden, vermehrt durch eine über Simon Dach und Hans Assmann von Abschatz. Schröder kannte sich aus wie kaum ein anderer in diesem heute fast verschollenen Bereich. Wer wird sich denn noch die Mühe machen, über alte Lieder und ihre Dichter zu schreiben? Schröder machte es Freude, und so sind die Stücke alle denn auch sehr schön geraten. Der Leser sollte nicht lange zögern, sondern das vom Eckartverlag auch besonders schön ausgestattete Buch erwerben. (Man verzeihe den sanften Druck - ich sehe aber weit und breit nichts Vergleichbares, würde sonst nicht zögern, auch darauf hinzuweisen.)

Rist also. Er stammte aus Hamburg-Ottensen, wo Klopstock begraben liegt, und war von 1635 bis 1667 Pastor im davon nicht weit entfernten Wedel, wo Barlach geboren ist und wo es noch einen von der Stadt treu

gehüteten Roland gibt mit einem Vers von Rist auf dem Sockel. Was nun aus den im Gesangbuch enthaltenen Liedern Rists nicht im geringsten hervorgeht: der Mann war ein Naturfreund nicht nur, sondern Naturwissenschaftler - in den Grenzen seiner Zeit - auf den verschiedensten Gebieten: Pharmazeut und Optiker, Astronom und Chemiker, und übte diese verschiedenen Sparten praktisch in seinem Pastorat aus, das demgemäß auch eine umfangreiche Bibliothek beherbergte. Überdies aber huldigte er der Gartenkunst, verstand sich auf das Blumentrocknen und -pressen, schrieb darüber auch allerlei Gelehrtes. Reizend zwei Begebenheiten, die Schröder mit Beifall erwähnt: wie er nach überwundener Pest am Weihnachtstage 1628 die Kanzel zu Rostock bestieg und eine trotz des Winters wunderbar blühende »Provinzrose« mit hinauf nahm - unwillkürlich erinnert man sich an Luthers Nelkensträußchen bei der Leipziger Disputation -, und wie er später in Wedel eines Neujahrtages nach kurzer Predigt jedem Gemeindeglied eine in seinem Garten gezogene Blume überreicht habe - »sie dabei treulich erinnernd, welchermaßen sie ihr Leben und ihren Wandel mit rühmlichen Tugenden sollten zieren, gleichwie die Blumen mit ihrer schönen Gestalt, edlem Geruch und fürtrefflichen Wirkungen herrlich prangen, auch sie dadurch jedermann beliebt und angenehm machen«. Allegorie und Moral gingen damals Hand in Hand. »Musa teutonica« lautete der Titel seiner ersten Veröffentlichung, denen noch sechzig andere folgten, die, wie Schröder versichert, »zu den allergrößten Seltenheiten gehören, andre im Büchermarkt überhaupt nicht mehr vorkommen«. Schröder besaß deren einige und schöpfte daraus das in seiner Studie verarbeitete Wissen.

Als Mitglied des von ihm begründeten »Elbschwanenordens« trug Rist den Beinamen der »Rüstige«, ganz passend offenbar, aber auch als »Palatinus« kann man den würdigen Mann sich vorstellen, wie er außerdem genannt wurde. Mit geistlichen und weltlichen Liedern, mit Schauspielen und Dialogen hat er sich im barocken Kunstbereich einiges Ansehen erworben. Man nehme zur Kenntnis, daß in Richard Newalds »Geschichte der deutschen Literatur«, fünfter Band - »Vom Späthumanismus zur Empfindsamkeit, 1570 bis 1750« - über Rist auf vier Seiten ausführlich gehandelt wird. Heute wird besonders interessieren, daß Rist sich zum Sprecher einer christlichen und weltlichen Friedensgesinnung machte, so in seinem Kriegs- und Friedenspiegel von 1640 und in seinem Singspiel »Das friedejauchzende Teutschland«. Unmittelbarer als dieses alles wirken auf uns heute seine leider unvollendet gebliebenen »Monatsgespräche«. Das erste erschien 1663, das sechste, Juni, nach seinem Tod. Schröder ist von diesen ganz entzückt. Einleitend gibt Rist jedesmal eine Beschreibung der jeweiligen Gartenvegetation. Man wandert umher, führt gelehrte Gespräche und setzt sich dann zum Mahle nieder an festlich geschmückter Tafel, bei Nachtigallengesang. Dem

Krieg und der Pest zum Trotz! Kultur also, aber auch Gottvertrauen. Schröder schließt seine Studie mit Beschreibung von Rists Lieblingsplatz am Elbufer und zitiert ein Herbstgedicht des Rüstigen, in welchem es heißt:

Ach, wo bleibt das edle Laub  
Dieser hoherhabnen Eichen?  
Wird es nicht der Winde Raub,  
Welchen es muß weichen?  
Muß nicht auch der Gärten Zier  
Sterben schier  
Und von hinnen schleichen?

Die alte bange Frage. Rist erhebt sie zum Kirchenlied und läßt dieses mit jenem Sehnsuchtsruf ausklingen, den auch Schröder und Klepper zu ihrer Zeit aus bedrängtem Herzen wieder aufnahmen:

O Ewigkeit, Zeit ohne Zeit,  
Ich weiß vor großer Traurigkeit  
Nicht, wo ich mich hinwende.  
Nimm du mich, wenn es dir gefällt,  
Herr Jesu, in dein Freudenzelt.

Alle im Kirchenlied der vier Jahrhunderte seit Luther auftretenden Unterschiede in Kunst und Landschaft, in Frömmigkeit und Theologie werden überwölbt von der Übereinstimmung, auf welcher das Credo - allem Wandel zum Trotz - beruht und der es seine Gültigkeit verdankt.

»Der Glaube ruhet und feiert nicht, er fährt heraus, redet und prediget, ja, vor großer Freude fährt er an, dichtet schöne, süße Psalmen, singet liebliche lustige Lieder, damit zugleich Gott fröhlich zu loben und zu danken, und auch die Menschen nützlich zu reizen und zu lehren. Er meinet aber nicht allein die Lieblichkeit und Süßigkeit der Psalmen nach der Grammatika und Musika, da die Wort zierlich und künstlich gestellt sind und der Gesang und Ton süße und lieblich lautet, das da heiße schöner Text und schöne Noten; sondern vielmehr nach der Theologia, nach dem geistlichen Verstand, da sind die Psalmen echt lieblich und süße. Doch hilft die Musika und Noten, als ein wunderliche Kreatur und Gabe Gottes, sehr wohl dazu, sonderlich wo der Haufe mitsinget und es fein ernstlich zugehet.«

LUTHER: Von den letzten Worten Davids. WA 54, 33.